

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Bestellgeb.

Redaktion: Lauchaer Str. 19/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.  
Telephon 2721.  
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeilen ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

## Roniz in Berlin.

\* Leipzig, 4. Oktober.

Unter diesem Titel berichten die Berliner Blätter über einen Konstreprozeß, der sich augenblicklich vor den gerichtlichen Schranken der deutschen Reichshauptstadt abspielt. In der Form einer Beleidigungsklage, die von einer Anzahl von Behörden und Privaten gegen die Staatsbürgerzeitung, das Organ Ahtwardts und des Dreischgrafen Pädler, angestrengt worden ist, wird er noch einmal die ganz verlorene Bewegung aufrollen, die sich an die vor dreißig Jahren in Roniz erfolgte und bis heute unaufgeklärte Ermordung des Gymnasialisten Winter geknüpft hat.

Von unserem Standpunkt aus sind Prozeßverfahren immer verwerflich, sie mühen angestrengt werden, von wem sie wollen, und sie mühen sich richten, gegen wen sie wollen. Es giebt wenige Blätter in Deutschland, die uns in gleichem Maße unsympathisch sind, wie die Staatsbürgerzeitung mit ihrer gewerbmäßig betriebenen Judenhetze und ihrer devoten Kriecherei vor der Regierung und den Junkern, aber das Recht der freien Meinungsäußerung billigen wir auch ihr zu, und es macht uns durchaus kein Kopfzerbrechen, ob sie bei ihrer Ausschaltung der Ronizer Bluttat diesem Bürgermeister oder jenem Landrat auf die Hühneraugen getreten hat.

Sieht man hiervon ab, so wird der Berliner Prozeß das eine Gute haben, wieder einmal vor aller Welt zu zeigen, wie unfähig der Organismus der heutigen Staatsmaschine geworden ist, um auch nur so einfache Aufgaben zu lösen, wie die Entdeckung einer grausigen, in einer kleinen Stadt sozusagen am hellen lichten Tage begangenen Bluttat ist. Die Hilflosigkeit unserer Kriminalpolizei wird nachgerade sprichwörtlich, und wir brauchen nicht erst zu sagen, daß sie ihren Hauptgrund hat in dem maßlosen Ueberwuchern der politischen Polizei, die ihre Nase in den kleinsten Quark steckt, den sie irgend hoffen darf, zu einem Wurfgeschloß gegen die moderne Arbeiterbewegung zu drehen. Darüber hat sie ganz die Witterung für Kapitalverbrechen verloren. Im Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte haben die Mörder gute Tage; lebte Goethes Mephisto heute, er würde nicht mehr sagen, daß er sich mit dem Blutbanne schlecht abzufinden wisse; es sind schon ganz dumme Teufel von Mördern, die heutzutage der hochwohlwollenden Polizei eine Nase zu drehen wissen.

Möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß der Mörder des Gymnasialisten Winter noch einmal durch einen Zufall entdeckt wird; sicher, daß ihn die Wiederaufrollung der ganzen Ronizeri vor den gerichtlichen Schranken in Berlin nicht ans Tageslicht ziehen wird. Was sie enthüllen wird

und schon in den ersten Tagen enthüllt hat, das ist eben die Hilflosigkeit der Kriminalpolizei und namentlich auch der Berliner Kriminalpolizei gegenüber einer Aufgabe, die doch wirklich nur mäßige Ansprüche an ihren Scharfsinn gestellt hat. Daneben aber wird der Prozeß das ganze Wirrsal der anti- und philosemitischen Kabbalerei enthüllen, das jedem auf der gesicherten Warte wissenschaftlicher Erkenntnis stehenden Zuschauer ein unbeschreibliches Gefühl von Ekel und Widerwillen einflößen muß.

Ein österreichischer Politiker hat den Antisemitismus einmal den „Sozialismus des dummen Kerls“ genannt. In der That verkörperte sich anfangs in ihm der Widerstand der bäuerlichen und kleinstädtischen Bevölkerung, die, von der kapitalistischen Entwicklung ausgepöbert, in dem Träger dieser Auspöberung, der oft genug und in manchen bäuerlichen Gegenden ausschließlich ein Jude war, ihren Todfeind haßte und bekämpfte. Die antisemitische Bewegung ist nicht als ein rätselhaftes Gespenst aus der Hölle emporgestiegen, wie uns sogar berühmte Historiker glauben machen wollen, sondern hat ihre sehr greifbaren Wurzeln gehabt. Allein sie stand von vornherein vor der Alternative, sich aufzulösen in den Sozialismus oder zu einem bornierten Aberglauben zu erstarrten, der allen möglichen reaktionären Geschäftspolitikern eine bequeme Handhabe bot, die Massen naszuführen und über ihre wahren Interessen zu verblenden. Wie sehr diese Handhabe in den letzten Jahrzehnten benutzt worden ist, brauchen wir nicht im einzelnen darzulegen; genug, der Antisemitismus, wie er von der Staatsbürgerzeitung und ihren Patronen betrieben wird, gehört, wenn auch gerade nicht zu den gemeingefährlichsten, so doch zu den widerlichsten Formen reaktionärer Demagogie.

Darüber darf man aber nicht vergessen, daß der Philosemitismus, wie er sich als Gegenteil des Antisemitismus herausgebildet hat, ebenso gerade nicht zu den gemeingefährlichsten, aber doch zu den widerlichsten Formen kapitalistischer Demagogie gehört. Er treibt auch geistlichen Volksbetrug, indem er die tatsächlichen Ursachen der antisemitischen Bewegung verschleiert und den Anteil, den die kapitalistische Ausbeutung daran hat, aus der Welt zu schwindeln sucht. Dafür treibt er dann allerlei Humbug; er beschwört den Schatten des armen Lessing, der sich im Grabe undrehen würde, wenn er diesen Mißbrauch seines Namens hören könnte oder er läßt eine fürstliche Persönlichkeit, wie den früheren Kaiser Friedrich in seiner Kronprinzenzeit, so lange von ihren jüdischen Gläubigern zwicken, bis sie etwas von der „Schmach des Jahrhunderts“ in den Bart nurnuelkt, oder er proklamiert feierlich, daß kein gebildeter Mann an das „Märchen vom Ritualmord“ glauben dürfe. Nun, an den Ritualmord als eine offizielle Einrichtung der Synagoge glaubt nicht einmal der ungebildetste Antisemit,

aber daß die jüdische Religion, ebenso wie die christliche, ebenso wie jede andere Religion, ihre greuelvollen Mythen gehabt, daß sie jeweilig in Blutdurst und Wollust die immer wieder auftauchenden Begleitererscheinungen jedes religiösen Wahns gezeugt hat, daran haben allerdings sehr viele gebildete Leute geglaubt, so, um nur einen zu nennen: Ludwig Feuerbach, der für die Befreiung der Menschheit von jeder religiösen Verblendung unendlich viel mehr gethan hat, als alle philosemitischen Aufklärer zusammengenommen.

So sind Anti- und Philosemitismus die entgegengesetzten Pole derselben Verlehrtheit; sie halten sich gegenseitig die Wage und leben voneinander, und sie befehlen mit gleichmäßiger Wut den Sozialismus, der mit seiner aufklärenden Agitation beiden gleich gefährlich wird, dem antikapitalistischen Antisemitismus ebenso wie dem kapitalistischen Philosemitismus. Was aber der Sozialismus kann, das kann die Regierung nicht. Sie schwankt hilflos hin und her zwischen Anti- und Philosemitismus; sie kann jenen nicht entbehren als ein Hilfsmittel reaktionärer Massenagitation, das sich — wenigstens in den protestantischen Landesstellen — schwer ersehen läßt, aber sie kann auch diesen nicht entbehren, da er den Daumen auf dem großen Geldsack hat. Daher jenes Schwanken der Regierung in der Judenfrage, das sich von Bismarck und Puttkamer bis auf ihren genialen Erben Bälou verfolgen läßt.

Diesem Schwanken verdanken wir denn auch die Erscheinung, daß der wüste Hegenabbat der Ronizeri sich noch einmal vor den gerichtlichen Schranken in Berlin ausstoben darf. Der Prozeß wird, wie er auch verlaufen mag, die antisemitischen Leidenschaften aufreizen, wo sie noch in den Volksmassen herrschen, aber er wird auch zur Bestrafung der Staatsbürgerzeitung wegen verleumdender Angriffe führen und die rachedurstigen Herzen des Philosemitismus befriedigen. So scheint die Rechnung sehr glatt und sauber zu sein, aber sie hat ein kleines Loch: Die Sozialdemokratie wird auch diese Gelegenheit benutzen, zu zeigen, daß sie allein den rettenden Ausweg aus allem trüben Wirrsal der Gegenwart kennt.

## Politische Heberstädt.

Nationalliberales Kanonenfutter.

Auch die Nationalliberalen halten Kriegswal zu den bevorstehenden Reichstagswahlen. Wie der Krähwinkler Landsturm humpeln sie von rechts und links zusammen, ohne Schritt und Tritt, ohne Führung und ohne Parole, ein Fähulein ohne Fahne, geschlagen schon vor der Niederlage. Von rechts und links spotten und locken die anderen Parteien; wenn die Nationalliberalen auch keine selbständig manövrierfähige Truppe mehr sind, so sind sie doch als Kanonenfutter wohl zu gebrauchen,

## Seuilleton.

[Nachdruck verboten.]

### Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiebig.

Die Sonne lachte so freundlich, so heiter wie nur je, als Mine fehrte und wischte und ordnete. Der große Petroleumfleck beim Tisch war so leicht nicht herauszubringen, trotz allen Scheuerns; schwerer noch die eingetrockneten Blutstropfen. Mine mußte sie erst mit dem Daunennagel von der Diele krähen.

In ein paar Stunden war alles blank; sie hatte gleich die Gelegenheit benutzt und Groß-Reinmachen gehalten, die Wände abgestaubt, das Fenster gepußt. Nun sah sie sich um; alles wieder so, als sei nichts geschehen, und doch — ihr Blick traf den leeren Küchenrahmen, und ihr Gesicht, das sich während der Arbeit ein wenig erhellt hatte, wurde sehr finster.

Als es Mittag geworden, entschloß sie sich doch noch, waschen zu gehen. Vielleicht, daß ihr die Dame nicht böse war, wenn sie wenigstens den halben Tag kam; schaffen würde sie's ja schon noch, wenn sie sich mit doppeltem Eifer daran machte. Denn verlieren durfte sie jetzt keine Stelle, gar keine! Verstörten Blicks starrte sie den leeren Küchenrahmen an, und dann das für Fridchen zu kleine Körbchen — was würden da alles für Ausgaben kommen? Der Angstschweiß brach ihr aus. Sie nahm Fridchen an die Hand und stieg mit schwerem, müdem Schritt die Treppen hinunter.

Als Arthur gegen Mitternacht nach Hause kam, die Hände in den Hosentaschen, anscheinend sorglos pfeifend,

war Mine noch auf. Er hatte gehofft, sie schon schlafend zu finden. Aber es war sehr spät geworden, bis sie die Wäsche fertig gebracht; nun entkleidete sie eben erst das schlaftrunkene Fridchen.

Sie rührte sich nicht bei seinem Eintritt, sondern blieb beim Körbchen hocken und drehte ihm so den Rücken.

Nur der Mond gab Beleuchtung. Sie hatten ja kein Lämpchen mehr. Es durchzuckte Arthur, und dann sah er den leeren Küchenrahmen. Verflucht! Er fuhr sich mit der Hand über die notdürftig verbundene Stirn — au — der Schmiß schmerzte noch ganz empfindlich! Ueberhaupt war ihm ganz erbärmlich zu Mut, und wenn er pfiß, so that er's wahrhaftig nicht zum Vergnügen. Sie dachte gewiß, er wäre wieder im Wirtshaus gewesen — profit Mahlzeit, dazu hatte er kein Geld mehr — und auch keine Lust. Die ganze Zeit nach Feierabend hatte er bei den Alten im Keller gehockt.

Die Mutter, die einen Zanf mit Mine witterte, hatte ihn kajoziert, ihm, was sie Gutes besaß, aufgetragen und war dabei weiblich über die Schwiegertochter hergefallen. Er hatte zugehört ohne Gegenrede, in stummem Trost. Aber als der Vater aus seiner Stumpfheit plötzlich aufsprang: „De Mine is jut,“ hatte er auch nicht widersprochen.

Nein, schlecht war sie auch nicht! Er sah nach ihr hin, während er sich entkleidete, und pfiß lauter. Sie rührte sich noch immer nicht, sie stand auch nicht auf, obgleich Fridchen längst eingeschlafen war.

Na, denn nicht! Seine niedergeschlagene Miene wurde verlegen; ärgerlich die Stiefel ausschleudernd, warf er sich ins Bett, daß es krachte.

Der Mond schien ihm voll ins Gesicht, unerquickliche Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf, und doch schlief

er rasch ein. Da legte sich Mine nieder, und auch sie schlief rasch ein.

Biel Ueberflüssiges hatten sie nie mit einander geredet; jetzt sprachen sie kein Wort. Ohne Gutenmorgen standen sie auf, ohne Adieu gingen sie fort, ohne Gutenabend kamen sie wieder. Das ging so ein paar Tage.

Heute war Sonnabend, Wochenschluß, das legte Mal, daß Arthur in die Druckerei ging.

Am Abend war er längst zu Hause, als Mine wiederkam. Als sie eintrat, sah er am offenen Fenster, den Ellbogen aufgestützt, und starrte in den nächtlichen Himmel.

Heute hielten Wolken den Mond versteckt, es war regenfeucht und dunkel.

Sie tappte hin und her, nur ein schwacher Schimmer ließ sie das Nötige finden. Was er noch nie gethan, Arthur hatte Feuer gemacht und ihr einen Kaffee gekocht. Sie dankte nicht dafür, aber sie goß sich eine Tasse voll ein, und er hörte sie mit Behagen schlucken und schlürfen. Eine stumme Viertelstunde verstrich; noch immer sah sie beim Deschen.

Fridchen war noch nicht zu Bett gebracht, Arthur hatte sie auf den Schoß genommen; erst war sie schen zurückgewichen, als der Vater sie an sich gezogen, dann hatte sie sich locken lassen. Nun schlief sie, das Köpfchen an seine Brust gedrückt, und er legte seine Wange auf ihr weiches Haar.

Das Schlürfen hatte aufgehört.

„Hat's jeschmeckt?“ fragte er unsicher.

Keine Antwort. Wieder stumme Minuten.

Jetzt näherte sich ihr schwerer Tritt dem Fenster. Sie wollte ihm das Kind vom Schoß nehmen, er hielt es fest.

„Sieh her,“ sagte sie hart

„Ne.“